

(Nachdruck verboten.)

75]

## Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Die Kutsche setzte ihre Insassen auf dem Marktplatz ab. Pete erkundigte sich nach der Rückfahrt und erfuhr, daß sie um sechs Uhr erfolgen würde. Er half dem Mädchen aussteigen und wies ihr den Weg nach der Landungsbrücke, wo eine Menge Menschen die Ankunft des Dampfers erwarteten. Dann kehrte er wieder zu Philipp zurück, der nach der Stadt zu ging.

Der Deemster wurde von allen bemerkt. Während er durch die Straßen schritt, sah man die Leute flüstern und einander anstoßen; einige verneigten sich und nahmen den Hut ab. Er erwiderte keinen Gruß und erkannte niemand. Sonst wegen seiner Höflichkeit und gefälligen Sitten gepriesen und allgemein beliebt um des gewinnenden Lächelns willen, das oft seine umdüsterte Stirn verklärte, wie der Sonnenglanz die Wolke durchbricht, dankte er an diesem Tage für keine Ehrfurchtsbezeugung und überfah selbst jeden huldvollen weiblichen Gruß. Sein Gesicht war starr wie Marmor. Er ging immer weiter und schien weder zu sehen noch zu hören.

Pete folgte einen Schritt hinter ihm. Sie sprachen nichts, so lange sie durch die Stadt gingen. Kein Wort, kein Zeichen wurde zwischen ihnen gewechselt. Philipp lenkte endlich in eine Seitenstraße und blieb vor einem eisernen Thore stehen, welches auf den Kirchhof führte. Sie waren am Kirchhof von St. Georg.

„Das ist der Ort,“ sagte Philipp heiser.

Pete nahm den Hut ab.

Das Thor stand halb offen und sie schritten hindurch. Es war Sonnabend, und in der Kirche übte der Organist die Hymnen für den Sonntagsgottesdienst ein.

Der Kirchhof bildete ein längliches, von hohen Mauern umschlossenes Viereck, in das man aus den Häuserreihen auf den Längsseiten hinblicken konnte. Eine dieser Reihen war die Altholstraße mit dem Hause des Deemsters.

Es war schon spät am Nachmittage. Die Grabsteine warfen lange Schatten nach Osten hin, und die untergehende Sonne durchleuchtete die Blätter der Bäume.

Philipp ging mit lauten, ungleichen Schritten und bewegte sich nur ruckweise vorwärts wie ein Mensch, der seine Schwäche fühlt und sie zu überwinden trachtet. Pete ging so leise hinterdrein, daß sein Tritt auf dem Kies kaum zu hören war. Der Organist spielte die bekannte Hymne:

„Geheimnisvoll ist Gottes Walten  
Und seine Wunder ohne Zahl.“

Ein breiter Baumgang, neben dem sich Reihen vergitterter Grabstätten hinzogen, führte zur Kirchenthür. Philipp bog jedoch in einen schmalen Pfad ein, der über einen leeren grünen Platz ging, auf dem sich hie und da kleine Holzpföcke und unbehauene Schieferplatten erhoben. Im fernsten Winkel dieses Platzes blieb er vor einem Hügel an der Mauer stehen. Es war jenes frische Grab. Der Rasen rings umher war noch aufgewühlt, wo der Spaten des Totengräbers geschäftig gewesen.

Philipp zauderte einen Augenblick; er wendete sich um und sah Pete an, als ob er selbst jetzt, selbst hier noch ein Bekenntnis ablegen wollte. Er fand jedoch keine Rettung aus seinem eignen Lügengewebe, und mit einem tiefen Seufzer deutete er auf den Boden, wendete den Kopf ab und sagte mit fremdartig klingender Stimme: „Da!“

Es folgte ein langes, schreckliches Schweigen. Endlich stammelte Pete in gebrochenen Tönen: „Laß mich allein! laß mich allein!“

Philipp zog sich, schwer atmend, zurück. Einen Augenblick blieb Pete noch stehen, wo er war, hielt seinen Hut vor sich und preßte ihn mit beiden Händen zusammen. Dann fiel er nieder auf die Knie. „O, vergieb mir meine harten Gedanken über Dich,“ sagte er. „Jesus vergieb mir meine harten Gedanken über meine arme Kitty.“

Philipp hörte nicht mehr. Der laute Orgelklang über-tönte alles:

„In Tiefen, welche unergründlich,  
Mit unfehlbarer Meisterschaft  
Häuft Gott Entwürfe unerfindlich  
Und wirkt mit höchster Willenskraft.“

Ein roter Sonnenstrahl fiel über den Rand der Mauer auf Petes entblößtes Haupt. In kindrenden Thränen löste sich sein Schmerz; er schluchzte laut. Nun war er endlich mit der Geliebten allein.

Ja, er war wirklich allein mit ihr. In demselben Augenblick sah Käthe aus dem Fenster ihrer Stube auf ihn herab. Sie sah ihn an dem Grabe einer andern knien und beten.

Philipp gelangte aus dem Kirchhof, ohne zu wissen wie. Er drückte sich an der Mauer hin und schlich durch das Thor; sein Herz in der Brust war sterbenskrank. Als er wieder zur Besinnung kam, stand er in der Altholstraße und eine Gesellschaft lustiger Brüder in einem leichten Wägelchen rasselte beim goldnen Scheine der untergehenden Sonne mit Freudengeschrei und schallendem Gelächter an ihm vorüber.

### XXIII.

Noch stand Käthe bei offener Thür in ihrem Zimmer und schlug raslos die Hände zusammen in der ersten Furcht und Betäubung, als sie einen Mann die Treppe heraufkommen sah. Wie ein altersschwacher Greis schritt er gebückt einher, es war, als wollten die Beine unter ihm zusammenbrechen. Er hob den Kopf empor, seine Züge waren well und verfallen; erst jetzt erkannte sie ihn. Es war Philipp.

Sie stieß unwillkürlich einen Schrei aus, und er lächelte sie an — mit einem harten, kalten, fürchterlichen Lächeln. „Er ist verloren,“ dachte sie. Der entsetzte Ausdruck ihres Gesichtes schnitt ihm ins Herz und sagte ihm, daß sie alles mit ansehen hatte. Anfangs versuchte er zu sprechen, konnte aber keinen Laut hervorbringen. Dann ergriff ihn ein wahn-sinniges Verlangen, Hand an sie zu legen, sie bei den Armen, bei den Schultern, an der Kehle zu packen. Nachdem er diese Anwandlung überwunden, fuhr er sich mit den Händen durch das Haar und stand regungslos da. Sie senkte den Kopf und blickte zu Boden. Beide fühlten sich völlig entwürdigt, eins in des andern Augen. Sie schämten sich vor einander. Einen Augenblick verharteten sie so in erbarmungslosem, furchtbarem Schweigen; dann schleppte er sich langsam aus dem Zimmer und schlich, betäubt und vernichtet, zum Hause hinaus.

„Alles vorbei — das ist der Schluß.“ Was nützte es, noch weiter zu gehen. Er war schon zu tief gefallen, aufs verächtlichste herabgewürdigt. Seine Selbstachtung war unwiederbringlich verloren, was er gethan, ließ sich nicht wieder gut machen. „Mach' ein Ende — mach' ein Ende!“ — So jahrie es in seiner Seele mit ungestümem Verlangen.

Er wankte zum Quai hinab bis an die Stufen, wo die zu mietenden Boote bereit lagen. Erst neulich hatte er eines am Abend gemietet und war damit aus der Bucht hinaus ins offene Meer gefahren, um die frische Seeluft und die Stille zu genießen.

„Wollen Euer Gnaden heute weit hinaus?“ fragte der Schiffer.

„Weiter als je,“ antwortete er.

„Hinaus, ja hinaus! Weg von der schrecklichen Vergangenheit! Weg von der entsetzlichen Gegenwart! Der Dampfer war eben angekommen und hatte seine Passagiere ans Land gesetzt. Er lag am Ende des roten Hafendamms und stieß den Rauch aus, als wollte er sich verschauen, wie ein Pferd nach dem Nennen.“

Eine Musikkapelle spielte irgendwo auf der Promenade einen Walzer. Vergnügungsboote schossen wie Pfeile in der Bucht umher, und wo die Abzugskanäle der kleinen, lebenslustigen Stadt ihren Inhalt ins Meer ergossen, sahen hungrige Seevögel auf dem Wasser.

Hinaus! ja hinaus! Er floh vor der Reue, der Verzweiflung, der Heuchelei seines Doppellebens, vor der Lüge, die einem Menschen das Herz im Leibe gemordet hatte. Wie tief war er gefallen! War es möglich, noch tiefer zu fallen, ohne zum Verbrecher zu werden?

Hinaus, ja hinaus! Er würde sonst nächstens noch ein Verbrechen begehen. Wenn ein Mann sich in seinen eigenen Augen entehrt hat und in den Augen derjenigen, die er liebt,

so steht das Verbrechen da und winkt ihm. An ein Entrinnen ist nicht zu denken, wie sehr er sich auch abmüht. Es ist die einzige Erniedrigung, die für ihn übrig bleibt. Besser mit allem rasch ein Ende zu machen, um nicht noch in diesen letzten Abgrund zu stürzen.

Hinaus denn, hinaus! Er war der Richter der Insel und hatte die Gerechtigkeit mit Füßen getreten.

Der Titel, den er trug, kam ihm nicht zu, er genoß Ehren, welche er nicht verdiente, der Achtung keines Mannes, der wohlwollenden Gesinnung keiner Frau war er mehr sicher. Bald würde alles ans Licht kommen, zum Schimpf für ihn selbst, für das Geseß, für die ganze Insel. „Fort! fort! fort! eh' es zu spät ist; hinaus, immer weiter hinaus, bis dahin, von wo die Flut nicht zurückkehrt und die See keine Kunde mehr an das Ufer bringt.“

Er hatte gerudert wie ein Sklave, der seinen Ketten ent-sprungen ist und fürchtet, eingeholt und zurückgeschleppt zu werden. Die Stimmen des Hafens waren verstummt, die Musik verklungen, die Wagen und Reitpferde auf der Promenade krochen klein wie Ameisen dahin, und der Lärm der Straßen glich nur noch einem fernen, dumpfen Brausen. Er war über die Schatten der Berge auf der Bucht und über die glatte blaue Wasserfläche hinausgeschossen, in der die Insel wie auf einem Spiegel lag. Jetzt umgab ihn das Meer mit fließendem, glühendem Grün, und das rote Sonnenlicht glitt wie ein Rauch darüber hin. Nur die Türme und Kuppeln der Stadt ragten in die noch hell durchleuchtete Luft empor. Er konnte den massigen Turm von St. Georg sich von dem Himmel abheben sehen, den die scheidende Sonne verklärte. Der Turm war ein Zeuge so glücklicher und so schrecklicher Stunden gewesen. Sieben Jahre hatte Philipp in seiner Nähe verbracht — Jahre voller Freude an der Arbeit, mit der Süßigkeit des Erfolges, den Träumen von einstiger Größe und froher Liebeshoffnung — dann Jahre voll Bewußtsein mit ihren Wahngestalten und Schrecknissen, die heimliche Scham, die Selbsterniedrigung und endlich das verborgene Doppelleben von Mann und Weib, unvollständig, unbefriedigt und doch voll zärtlicher Bande, welche er so oft als quälende Fesseln empfunden hatte und die ihm doch so süß erschienen, als die Stunde gekommen war, sie zu zerreißen.

Wie fern erschien ihm dies alles! Und sollte er nun so von der Insel entfliehen? Von der Insel, die ihn geehrt, die ihn früher, als er es sich träumen ließ, und weit über seine Verdienste belohnt hatte; die nicht geduldet, daß ihm Eifersucht in den Weg trat, der Wettbewerb anderer ihm verdros, seine Jugend und seine wenigen Dienstjahre ihn zurückhielten. Sie hatte ihm die Arme geöffnet, die liebe kleine Insel, und ihm zugerufen: „Philipp Christian, Sohn Deines Vaters, Enkel Deines Großvaters, Du erster der Männer von Man, tritt hervor!“ O, wie herrlich hätte es sein können! Doch was nützt alles Klagen. Fort! fort! und vergiß!

Die Heimstätte der Kindheit schwebte ihm vor. Ballure — Tante Nan — der Tod seines Vaters, den eine letzte — ach, so vergebliche — Hoffnung verklärt hatte. Port Moorar — Pete. — „Das Meer ruft mich“ — Fort! fort! Das Meer rief ihn jetzt wirklich, um ihn hinabzuziehen in den tiefen Schoß, wo nicht das Leben winkt, sondern der Tod.

Er war weit draußen. Die Sonne war untergegangen, die Insel glich einem aschgrauen Vogel, der am Horizont ausgestreckt lag; schweigend sank die Nacht hernieder, und aus den geheimnisvollen Tiefen des Meeres kam ein mächtiges Brausen wie tiefer Orgelton.

Er zog die Ruder ein, und sein kleiner Rachen trieb ziellos dahin. In diesem Augenblick sah er etwas auf dem Boden des Bootes liegen. Es war ein geknickter Blumenstengel, eine halb abgefallene Rose und verstreute Rosenblätter. Nur eine Hinterlassenschaft des letzten Inhabers; aber sie brachte den Duft der Liebe zurück, ein zärtliches Gefühl, die Erinnerung an glänzende Augen, an eine Lieblosung, einen Kuß. Philipps Gedanken kehrten nach Sulby zurück, zurück zu der Mellisch, zu dem Glen, zu den Tagen voll hartgender, bangender Liebe, als sie noch am Rande des Abgrundes schwebten. Sie waren inzwischen in die Tiefe gestürzt. Für ihn lag jetzt ein Trost darin, daß er den Kampf zwischen Liebe und Ehre nicht länger zu führen brauchte.

Und Rätke? Wenn alles vorüber war und das Gerücht umlief: „Der Deemster ist fort“ — was geschah dann wohl mit Rätke? Sie war unglücklicherweise noch in seinem Hause in der Althofstraße. Ein schlimmer Umstand! Sie würde auf

ihn warten und wenn die Hoffnung auf seine Rückkehr zu Ende war, würde sie ihn beweinen. Das mußte der Schlüssel zur Entdeckung werden. Selbst wenn er auf dem Grunde des Meeres läge, würde die Wolke, die über seinem Leben gehangen, doch schwinden und die Wahrheit ans Licht kommen. Es war unvermeidlich. Und Rätke würde den Sturm ganz allein zu ertragen haben — allein gegenüber dem Volk der Insel, das hintergangen worden, allein dem belogenen und betrogenen Pete gegenüber. War das gerecht? War das edel?

Und dann — was dann? Was würde aus ihr werden? Oeffentlich gebrandmarkt — denn man würde ihr die ganze Last des Vergehens aufbürden, dessen Folgen er entflohen war, und ihr die Schuld an seinem Untergange zuschreiben; welches Schicksal würde diese Delila, diese Jesebel treffen? Wohin sollte sie sich wenden? In welchen Abgrund konnte sie stürzen! Er sah sie tiefer sinken, als ein Mann je sinken kann; er hörte ihre Hilferufe, ihr Flehen.

„O, was hab' ich verbrochen?“ schrie er auf, „daß ich weder leben noch sterben kann?“

Dann, betäubt von der Angst und Geistesverwirrung, in welcher die Ordnung der Natur umgestürzt ist, so daß äußere Gegenstände keine Sinneseindrücke mehr hervorbringen, und die Sinne aber sozusagen äußere Gegenstände schaffen, glaubte er, da wo die entblätterte Rose gelegen hatte, etwas auf dem Boden des Bootes zu sehen. Es war die Gestalt eines Mannes, der still und leblos hingestreckt lag. Er richtete die Augen auf dessen Gesicht. Es war sein eigenes; aschgrau starrte es hinaus in den grauen Himmel. Das Wahngestalt war er selbst, und er war tot. Während er es noch betrachtete, verschwand es wieder; nichts blieb zurück als die verstreuten Rosenblätter und die halb abgefallene Blume an dem geknickten Stengel.

Die schreckliche Schattengestalt war fort; er fühlte, daß sie für immer verschwunden war. Sie war tot und würde ihn nicht mehr verfolgen. So lange das Böse in ihm herrschte, hatte sie gelebt, und er war entschlossen, nichts Böses mehr zu thun. Nie wieder wollte er „seine Seele“ sehen. Thränen stiegen ihm in die Augen und verdunkelten seinen Blick. Es waren die ersten, die er seit seiner Kindheit vergossen, soviel er sich erinnerte. Zu der großen Einsamkeit draußen, zwischen Himmel und Meer, fiel die Kette von ihm ab, die er so lange geschleppt hatte. Er fühlte sich wieder als ein freier Mann.

Geh zurück! Dein Platz ist an ihrer Seite. Du darfst Dich nicht heimlich aus dem Leben stehlen und es einem andern überlassen, die Schuld zu zahlen. Flieh' nicht vor dem Schmerz. Es ist ein Kampf der Seele, die danach ringt, sich von der Sünde zu befreien. Nimm ihn auf, kämpfe ihn durch, gehe gereinigt daraus hervor. Kehre zurück auf die Insel. Dein Leben ist noch nicht zu Ende.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines Feuilleton.

— Gurkenhandel. Wenn sich der Gurkenhandel aufhört, ist alles aus,“ meint das Sprichwort, sobald er aber anhebt, ist wirklich etwas los. Jetzt, Mitte August, kann man es auf den böhmisch-sächsischen Grenz-Wahnhöfen mit anhören. Im vorigen Jahre war ich dabei. Herrje! Das war ein Gurkenjahr, wie es die Sachsen sich wünschen. Im „Böhmischen“ schien's die großen, grünen, saftigen Dinger geschmeit zu haben, so viele kamen von der Jungbunzlauer Gurkenbörse nach den Grenz-Wahnhöfen. Und zweimal des Tages, vormittags und nachmittags ging hier das Handeln, Feilschen, Schreiben los, im schönsten Sächsisch und im unversähtesten Deutschböhmischn. Hinter den Güterböden hatte man die Waggons aufs tote Geleise geschoben, damit die Kunden der Großhändler leicht anfahren konnten. Schon von weitem roch's nach Dill. Das ist einmal so. Wo's Gurken giebt, ist Dill zu finden: Auf den Feldern und in den Gärten, in den Eisenbahnwaggons und zum Schluß in der Glaskrause oder dem Steinzeugtopfe. Dann kam der Gurkengeruch. Nicht besonders angenehm; er stammte von faulenden Exemplaren. In guten Jahren ist man heikel. Was nur irgendwie verdächtig erscheint, wird von Käufern und Händlern angebrochen, zerschritten, die Trümmer fliegen auf den Haufen hinterm Zaun.

Längs des Geleises die Wagenburg. Große „Kalttruben“ mit zwei Pferden vor; 3000 Stück Gurken faßt der Bretterkasten. Auf- und Abseilfahrwerke. Hundegespanne. Stokswagen. Ausgebiente Rinderwagen. Traglöbde jeder Form und Größe. Und alles schreit, zählt und lacht. Es sind auch mächtige Dinger, diese Gurken. 60 Stück 42 Kilo schwer. Gehandelt wird

nach Schod, das Stüd stellt sich auf zwei Piennige. Weiter. Der Händler fügt einen neuen Waggon auf. Alle Rufen spitz. Im nächsten Augenblick ein Gelächter, abwehrende Hände fliegen empor. Der Händler flucht wie ein Landfuchmann. Man hat ihm die Gurken naß eingefast. Jetzt ist alles verdorben. Außer der Ware noch hundert Mark Fracht beim Teufel. Er raufst sich die Haare und schwört, keine Gurke mehr auch nur anzusehen.

Das Geschäft ist gemacht. Der Abzug beginnt. Eine Händlerin hat ihr kleines Mädchen mitgebracht. Es hängt an den Rockfalten der Mutter und blickt verlangend auf. Und die Mutter nimmt eine Gurke und bricht sie mitten durch. Die Hälfte erhält das Kind. Und beide heißen hinein, daß der Saft spritzt.

Früher baute man im Böhmiſchen, um Wſchetat, Jungbunzlau und da herum eine große gelbe Gurkenſorte. Sie artete aus, wie heute die Magnum bonum-Kartoffel. Da bezog man Samen aus Liegnitz. Die jetzige Frucht ist hellgrün, an den abgerundeten Enden manchmal rein weiß. Die Sächſen ſagen, die alte gelbe Gurke ſei früher geweſen. Nämlich: Sie ſchälten ſie, ſchneiden ſie der Länge nach in dünne Streifen und ſtreuen Zucker darauf. Wenn man ihnen zuſieht, läuft einem das Waſſer im Munde zuſammen. Mahlzeit! —

— **Stoff zu einem Kriminalroman.** Das „Kamenzener Tageblatt“ enthielt dieſer Tage folgenden Aufruf: „3000 Mark Belohnung! Mein Beamter, Herr Inſpektor Winkelmann, iſt von neuem unter dem Verdachte der Brandſtiftung verhaftet worden. Die erſte Verhaftung erfolgte unter ungeſeglichen Umſtänden, und es ſind die Polizeiorgane deſwegen von der königlichen Amtshauptmannſchaft gerügt worden. Ich perſönlich, wie alle dieſenigen, welche Herrn Winkelmann näher kennen, ſind von ſeiner Unſchuld überzeugt, und eine große Anzahl Entloſungszuſagen ſind vorhanden und haben vor der königlichen Staatsanwaltschaft auf ihren Eid das Alibi des Herrn Winkelmann während des letzten Brandes nachgewieſen. Ich fordere nun den oder die Brandſtifter auf, ſich freiwillig zu melden und die Sühne, welche das Geſetz vordreibt, zu tragen. Dieſelbe wird in anbetracht ſeiner oder deren eignen Stellung auf das geringſte Maß beſchränkt werden. Ich verpflichte mich, falls der Brandſtifter verheiratet ſein ſollte und Familie hat, beziehungsweise falls es mehrere ſind, deren Familien zwei Jahre lang zu unterhalten und außerdem dem oder den Brandſtifter nach ihrer Koſtenlaſtung 3000 M. zu ſchenken, welche bei Herrn Rechtsanwalts Voigt in Kamenz deponiert ſind. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Angaben deſjenigen, welcher ſich freiwillig meldet, ſeitens der königlichen Behörde geprüft werden, ſo daß nicht etwa jemand auf den Gedanken kommen kann, ſich durch eigene Inhaftierung ein Kapital zu ſchaffen. Möge derjenige, der die That vielleicht nur im Leichtſinn begangen hat, ſich auch Harnachen, daß er dadurch, daß er den Mut hat, ſich ſelbſt zu ſtellen, unfäglichen Unheil und Verzeuſung abwendet von Unſchuldigen. Fabrikdirektor Arnold Holy, Thonberg bei Kamenz.“ —

— **Zurückgehen der Gletſcher.** Der Genfer Naturforſcher Corceyon teilt dem „Journal de Geneve“ aus Arolla in Wallis einige ſehr intereſſante Beobachtungen mit über das Zurückgehen der Gletſcher in den Schweizer Alpen: „Unſre Gletſcher“, ſchreibt er, ſcheinen immer mehr bloß Schatten ihrer früheren Größe werden zu wollen, kümmerliche Gerippe, die von mächtigen Moränenwällen faſt begraben daliegen. Ueberall ſind unſre Gletſcher im Schwinden begriffen. Ich erinnere mich, daß uns Profeſſor F. A. Forel 1886 hier bei Arolla in eine prächtige Eisgrotte geführt hat, die er nur 20 Minuten vom Hotel entdeckt hatte. Heute iſt nicht nur die ſchöne Grotte verſchwunden, ſondern man braucht nicht weniger als 1/4 Stunden, um vom Hotel aus den Gletſcher zu erreichen. Dafür aber beginnen ſich auf den Moränen ſchöne Lärchen- und Arbenwäldchen und ſogar Tannen anzufiedeln, was für die Gegend immerhin auch ſein Gutes hat. Im Herbit werden es 25 Jahre ſein, daß ich mit zwei Führern den Vertol-Gletſcher zwiſchen Zermott und Arolla überſchritten habe. Der Vertol-Gletſcher reichte damals noch tief ins Thal herab und berührte beinahe den Arolla-Gletſcher. Heute ſteigen wir ohne Schwierigkeit bis auf 500 Meter unter den Vertolpaß. Herr Anzevuh, der ſchon ſeit 1860 jeden Sommer nach Arolla kommt, glaubt ſteif und feſt, daß die Gletſcher, die jetzt dieſes Thal von Italien ſcheiden, mit den Jahren ganz verſchwinden werden, ſo daß die Walliſer in nicht zu fernem Zukunft ihr Vieh über dieſen jetzt mit Eis bedeckten Vergpaß nach Koſta auf den Markt werden treiben können. —

**Theater.**

**Leſſing-Theater.** „Dame Kobold“, Luſtſpiel von Calderon. — Don Pedro Calderon de la Barca Genao y Miano, das glänzendſte vielſeitigſte poetiſche Genie Spaniens, das jemals die ganze Pracht der kaſtiliſchen Sprache dichterisch erköpft hat, Calderon, auf den zuerſt Goethe hingewieſen, deſſen kaſtiſches Drama „El principe conſtante“ („Der ſtandhafte Prinz“) er im Jahre 1811 in Weimar zur Aufführung brachte und deſſen Meifterwerke uns Anguſt Wilhelm v. Schlegel durch vorzügliche Ueberſetzungen zuerſt übermittelte, iſt wieder einmal auf einer Berliner Bühne zu Worte gekommen. Oſt geſchieht das ja nicht, trotzdem gerade Calderons Drama die dramatiſchen Dichtungen der deutſchen Romantiker ſo ſehr beeinflußt hat, daß wir fortgeſetzt an den großen Kaſtilier denken müſſen. Es ſei

mir an die Schickſalstragödien Zacharias Werners („Der 24. Februar“), Adolf Müllners („Schuld“), Grillparzers („Abnſtra“) erinnert, für welche Calderons bedeutendſtes Werk „El mayor monſtruo los celos“ („Eiferſucht das größte Scheuſal“) mit der ſpannenden Energie ſeiner durch die ergreifendſten Situationen fortſchreitenden Handlung und ſeiner meiſterhaften Entwicklung der Leidenschaften und ihrer Konſlikte ein verführeriſches, freilich unerreichbares Vorbild war. Ja, Grillparzer ſteht ſogar auch ſpäter bei ſeinen kaſtiſchen Stücken unter dem Nam Calderons. Gleichwohl hat dieſer auf der deutſchen Bühne niemals dauernden Erfolg gehabt. Trotz aller Bewunderung des fremden Genies in ſeiner Eigenheit widerſtrebt ſeine Dichtung in Form und Geiſt allzu ſehr dem deutſchen Empfinden. Wohl kam man ſagen, daß Calderons „Nichter von Zalamea“ („El alcalde de Zalamea“), ſein philoſophiſch-romantiſches und vielleicht von allen das berühmteſte Stück „La vida es ſueno“ („Das Leben ein Traum“) u. a. zum „eiſernen“ Repertoirbeſtande großer deutſcher Bühnen gehören, populär aber ſind ſie deſhalb doch nie geworden. Zu den bekannteren Stücken zählt bei uns auch das Intriquenſtück „La dama duendo“ („Dame Kobold“), das Somabend gegeben wurde. Es iſt, wenn wir die vorgenannten Dramen zum Vergleich heranziehen, Calderons Beſtes durchaus nicht. Ja, der Abſtand iſt ſo groß, daß man gut glauben könnte, ein anderer, als Calderon hätte es in einer ſchwachen Stunde geſchrieben. Obendrein bereitete es durch etwa ein Duzend benötigter Verwandlungen der Aufführung mannigfache Schwierigkeiten und verlor ſo an einheitlicher Wirkung. Zudem nun Adolf Wilbrandt, der Ueberſetzer, jene Verwandlungen dadurch beſeitigte, daß er der ganzen Handlung zu ungeſtörtem Fluß im Nebeneinander der geteilten Bühne verhalf, hat das Stück nicht nur an Kürze, ſondern auch an geſchloſſener dramatiſcher Lebendigkeit gewonnen. Eine Aufführung in dieſer Form hat mithin Berechtigung und, wie der äußerliche Erfolg lehtthin bewieſen hat, auch rührige Anteilnahme beim Publikum erweckt. Vielleicht auch ſand man gar leicht eine Brücke von der Pariſer und deutſchen Schwank- und Poſſenliteratur der letzten Jahre zu Calderons „Dame Kobold“, ohne wohl viel nachzudenken, wenn von beiden das Recht der Vaterſchaft zukommt. Nun, der Kaſtilianer, deſſen Leib ſchon 221 Jahre die Erde deckt, kann ruhig ſchlafen; er hat vor nahezu 2 1/2 Jahrhunderten bereits vorgemacht, was alle links- und rechtsrheinischen Luſtſpiel-, Schwank- und Poſſen-Autoren der Gegenwart trotz heißſten Dichterbemühens nicht nachmachen können. Sein Stück iſt kaum viel mehr als ein ſchwanartiges Luſtſpiel. Situationskomik ohne das Mißzeug phyſiologiſcher Vertiefung, weiter nichts. Eigentlich dreht ſich alles um den verſchiebbaren Glasſtrahl, der einen Zugang von einem Zimmer ins andre ermöglicht. Wäre dieſer Zugang der von ihren mit allzu zimperlicher Moralheuchelei behafteten Brüdern Don Juan und Don Luis überwachten Witwe Donna Angela auch nicht bekannt geweſen, ihre Liebesſtollheit hätte ſicher ein andres Mittel entdeckt, um ſich dem heimlich angeſchmachteten Don Manuel Enriquez ſans façon an den Hals zu werfen. Aber nun iſt das viel bequemer. Heiße Liebesbriefchen erhält Don Manuel — und weiß nicht von wo. Statt des Geldes werden dem Diener Cosme Kohlen in denbeutel gehen — er weiß nicht von wem. Er und ſein Herr überumpeln nachts bei der Heimkehr im Zimmer ein koboldartiges Weſen in der Geſtalt eben unſerer Donna Angela, und wie ſie den „Teufel“ paden wollen, iſt er ſpurlos verſchwunden, und ſo fort. Ruh angeſichts ſolcher Vorkommniſſe nicht auch ſchließlich der ehrenwerte Don Manuel an Teufelsput glauben, wie ſein phantaſtiſcher Diener Cosme? Die Lösung des Geheimniſsvollen wird etwas gewaltſam zwar vom eignen Bruder der „Dame Kobold“ vollzogen: er entdeckt den Zugang, tritt ins Zimmer — und ein Duell mit Don Manuel, dem vermeintlichen Schänder des Gaſtrechts, kommt nach ſpaniſchem „Ehrenkodex“ ſofort an Ort und Stelle zum Austrag. Weil aber Don Juan von ſeinem Gegner überwinden wird, ohne Blut laſſen zu müſſen, reunt er davon und ſchleppt gleich darauf die Schwieſter gewaltſam in das Zimmer des Gaſtes — dann geht er davon. Donna Angela geſteht Don Manuel ihres Herzens kühnſte Liebe; Don Manuel thut deſgleichen und Don Juan, Luis, ſowie deſſen Angebetete Donna Beatriz, kommen noch gerade recht, um dem nengebadehen Liebespaar ihren Segen zu geben. Viel Geiſt, viel Luſtbarkeit und unendlich viel Dichterphantaſie ſteden in dem Ganzen. Und es iſt auch nicht neu, es ergötzt — weil es uns ſo alipanisch kommt.

Das leidenschaftliche Blut deſ Spaniers floß aber leider in keiner Ader der Darſteller. Wohl bemühten ſie ſich bei dem Namen Don Juan um die unverfälſchte ſpaniſche Ausſprache (don chehuan) — aber es kam doch meiſtens nur ein berlinerisch-franzöſiſcher „Dona Echſchnang!“ heraus. Wohl ſuchteten ſie blindwütig mit den Degenklingen — aber es war doch nur ein Balkettſchneiden. Wohl ſuchten ſie durch haſtige Sprechweiſe das ſpaniſche ſich überſtürzende Temperament zu markieren — aber da wurde die Sprache ein zuweilen total unverständliches Kauderweſch. Wohl übten ſie ritterliche Tugend — aber ohne Geiſt — mit theatergerechter Schablone. Keiner der Herren, Ed. v. Winterſtein, Joſeph Klein und Albert Patry, waren ſpaniſche Grauden. Fr. Meta Jäger gab ſich ja recht quediſilbernen ſoubrettenhaft, aber was hat das mit der „Dame Kobold“ zu thun? Fr. Grethe Meyer bot nichts und Fr. Mary Albrecht ſpielte ſich zu ſehr auf ein deutſches „Kammerlädchen“ aus. Am beſten war Herr Karl Waldow; doch kopierte er allzu

auffällig den begehrten Gefängnisdiener in Strauß' lustiger „Fledermaus“. —

### Aus dem Tierleben.

— Ueber die Zucht des Goldfisches im Zimmer-Aquarium schreibt Otto Klemenz in der Wochenschrift „Merthus“: Im Frühjahr 1900 kaufte ich von einem italienischen Händler 6 Stück kleine Goldfische. Obwohl ich sonst keine besondere Vorliebe für Goldfische hatte, gefielen mir doch diese kleinen, außerordentlich lebendigen und munteren Tiere ihrer lebhaftesten Färbung und besonders ihrer Zierlichkeit wegen außerordentlich. Sie waren damals nur 2—3 Centimeter lang. Von dem betreffenden Händler wurde mir versichert, daß es vollständig ausgewachsene italienische Zwerggoldfische seien, die überhaupt nicht größer würden; ein Grund mehr, um sie als ganz besonders geeignet fürs Zimmer-Aquarium zu halten.

Zu meiner nicht gerade großen Freude wuchsen jedoch die Zwerggoldfische bei guter Fütterung nach und nach heran, bis sie eine Länge von ungefähr 10 Centimeter erreicht hatten. Da die Fische mangels anderer passender Behälter in einem mit Schleierschwänzen besetzten Aquarium untergebracht waren und hier zum Schaden der Schleierschwanzfische zu viel Sauerstoff verbrauchten, verschenkte ich vier davon und behielt nur die zwei schönsten, prächtig hochrot gefärbten Tiere für mich. Dieselben setzte ich nun in ein kleines Aquarium von 30 Centimeter Länge, 20 Centimeter Breite und 18 Centimeter Höhe, fütterte sie regelmäßig weiter, kümmernte mich aber im übrigen sehr wenig um sie. Das Aquarium stand unmittelbar am Fenster (Südseite), war aber gegen direkte Sonnenstrahlen durch Vorhängen von Zeitungspapier geschützt. Bepflanzung war dasselbe mit Sagittaria natans und einem Stück Alisma plantago. Die Temperatur des Wassers stieg zeitweilig bis zu +24 Grad Reaumur.

Am 2. September vorigen Jahres fielen mir die Fische ganz besonders durch ihr aufgeregtes Wesen auf. Sie jagten sich fortwährend im Aquarium herum, schnellten über den Wasserspiegel hinaus usw. Da ich ein Laichen von Goldfischen in einem so kleinen Aquarium für vollständig ausgeschlossen hielt, übrigens auch nicht im entferntesten daran dachte, daß die Fische zufällig ein Paar sein könnten, so schenkte ich dem auch keine weitere Beachtung. Um so größer war jedoch meine Ueberschätzung, als ich abends bemerkte, daß die Fische gelächt hatten. Ich fing nun zwar sofort die Fische aus dem Aquarium heraus, doch war anscheinend der größte Teil des Laichs von ihnen schon verzehrt worden.

Nach drei Tagen bereits — am 5. September — schlüpften die jungen Fische aus. Ich konnte ungefähr 20—25 Stück zählen, von denen ich neun Stück durchbrachte. Weitere Bruten fanden statt am 27. April und am 7. Juni dieses Jahres. Am 1. Mai resp. am 11. Juni waren die jungen Fische ausgeschlüpft. Von der ersteren Brut hatte ich nur wenig über 20 Junge. Wahrscheinlich hatte ich die Alten nicht rechtzeitig aus dem Zuchtquarium entfernt, so daß auch diesmal wieder der größte Teil des Laichs ihrer Freßbegierde zum Opfer gefallen war. Desto ergiebiger war aber das Resultat der letzten Brut. Ich zählte nicht weniger als ca. 800 junge Fische, von denen zur Zeit ungefähr die Hälfte sich noch am Leben befinden. Da die Brut inzwischen verhältnismäßig rasch herangewachsen ist und die Fütterung derselben keine Schwierigkeiten mehr bietet, so denke ich doch, den größten Teil davon groß zu ziehen. Die ausgeschlüpften Jungen fanden zunächst reichlich Nahrung in dem mit Infusorien gut durchsetzten Wasser und an den mit Algen bedeckten Scheiben des Aquariums; später machten sie mit besonderer Vorliebe Jagd auf kleine Daphnien und Cyclops. Es ist eine wahre Lust, die Fische in Behälter herumschwimmen zu sehen; besonders lebhaft sind sie, sobald sie eine Länge von 1 bis 1½ Centimeter erreicht haben und den Beschauer durch ihr munteres, spielendes Wesen erfreuen.

Bietet nun auch die Zucht des Goldfisches im Zimmeraquarium keinen pekuniären Erfolg, so dürfte sie sich nach den vorstehenden Schilderungen im Interesse der Sache selbst doch immerhin lohnen. Ich kann sie jedem Liebhaber aus eigener Ueberzeugung nur empfehlen, zumal die Aufzucht der Brut fast mühelos ist. Ueberdies wird man wohl unbefangenen zugeben müssen, daß ein guter Goldfisch wohl manchen der neuerdings eingeführten, zum Teil ziemlich kostspieligen Aquarienfische an Schönheit übertrifft. Da erfahrungsgemäß die in den Handel gebrachten Goldfische infolge Ueberfüllung der Gläser ihr hübsches Äußeres zum großen Teil verlieren, so empfiehlt es sich, nicht große, sondern möglichst kleine Fische anzukaufen und dieselben gut heranzufüttern. Schon nach kurzer Zeit werden die Fische ein ganz anderes Aussehen erhalten. —

### Astronomisches.

ss. Astronomische Neuigkeiten. Eine merkwürdige Himmelserscheinung hat der Astronom Robinson in Oxford beobachtet und jetzt in der Londoner „Nature“ beschrieben. Es war am 28. Mai etwa nach 11¼ Uhr abends, als seine Aufmerksamkeit auf einen nebelhaften Gegenstand gelenkt wurde, der sich nur etwa 8 Grad vom Zenith entfernt am Himmel zeigte. Er war klein, aber hell und scharf umgrenzt, dabei von elliptischer Form und halbwegs zwischen dem Stern Venetianisch, der die Schwanzspitze des Großen Wären anzeigt, und der Vega gelegen. Die Wahrnehmung wurde mit

bloßem Auge gemacht, und der Gegenstand gleich in seiner Erscheinung täuschend dem berühmten Sternhaufen der Präsepe, wenn er bei etwas dunstigem Himmel gerade noch sichtbar ist, einem Zustand der Atmosphäre, wie er während der Beobachtungszeit auch gerade stattfand. Zunächst vermutete Robinson, er hätte einen neuen Kometen entdeckt, wurde aber bald eines andern belehrt, da innerhalb weniger Minuten der Glanz des zweifelhaften Himmelskörpers allmählich abnahm und binnen 11 Minuten gänzlich verschwunden war. Der Astronom wartete noch eine halbe Stunde auf eine etwaige Wiederkehr der Erscheinung, aber es konnte nichts mehr wahrgenommen werden mit Ausnahme eines schwachen Lichtflecks, der nur wenige Sekunden gegen 11¼ Uhr in einer Entfernung von etwa zwei Grad östlich von der vorigen Stelle erschien. Die einzige Erklärung, die sich Robinson über seine Beobachtung machen konnte, ging auf die Annahme, der nebelhafte Himmelskörper wäre der Schweif eines sehr fernen Meteors gewesen. Die Erscheinung von Meteorwolken ähnlicher Art ist mehrfach beschrieben worden. Leider scheint der Gegenstand den Astronomen sonst entgangen zu sein.

Eine andre astronomische Veröffentlichung ist deshalb von allgemeinem Interesse, weil sie einen weitverbreiteten Irrtum bekämpft. Durch die häufig erscheinenden Wiedergaben von Himmelsphotographien ist vielfach die Anschauung hervorgerufen worden, als zeigte sich der Himmel auf jeder photographischen Platte, die auf irgend einen seiner Teile gerichtet wird, mit einer solchen Anzahl von Sternen bedeckt, daß deren Menge fast wie ein dichter Nebel das Firmament zu überziehen scheine. Diese Meinung trifft nicht zu und wird nur dadurch veranlaßt, daß die gewöhnlich weiteren Kreisen zugänglich gemachten Himmelsphotographien entweder mit einem kleinen Fernrohr aufgenommen oder stark verkleinert sind. Sie machen infolgedessen etwa denselben Eindruck, wie ihn eine Karte von Deutschland machen würde, die nur wenige Centimeter hoch ist, aber sämtliche Städte der Lage nach enthielte. In den großen Fernrohren, die neuerdings zur Himmelsphotographie benutzt werden, zeigen sich zwischen den einzelnen Sternen sehr wohl verhältnismäßig weite Räume, in denen auch die photographische Platte kein Gestirn verrät. Nur wenige Himmelsgegenden, namentlich in der Milchstraße, sind davon ausgenommen. —

### Humoristisches.

— Veränderte Zeiten. Schwiegermutter: „Lebighens, Herr Schwiegersohn, verbitte ich mir diese ewige Opposition, glauben S' vielleicht, Sie san noch Zimmerherr bei uns!“ —

— Das Täubchen. „Das möchte ich mir doch sehr ausbitten — so einen ordinären Biß kannst Du Deinen Damen der Gesellschaft erzählen, mir nicht! Außerdem kenne ich ihn schon.“ —

— Böse Beispiele. Witwe: „Denken S' Jhna, Hochwürden, mei' einziger Sohn, den ich auf'm Pfarrer hab' studier'n lass'n, is aus'a sprungen und heirat't. Mei' ganz's Vermög'n hatt i der Kirchen vernacht, wenn der Pfarrer word'n wär!“

Pfarrer: „Traurig, sehr traurig! Was wollen Sie jetzt thun?“

Witwe: „I hab' mir's überlegt! I heirat a!“ —

(„Simplicissimus.“)

### Notizen.

— Wie aus Stuttgart gemeldet wird, soll die „Illustrierte Welt“ vom neuen Jahrgang ab mit dem „Buch für Alle“ verschmolzen werden. —

— Ein neues Schauspiel von Adolf Wilbrandt: „Timandra“ geht noch in diesem Jahre im Berliner Theater in Scene. —

— „Der Zeuge“, Schauspiel von Max Beyer, wird die erste diesjährige Novität des Lessing-Theaters sein. —

— „Feuersnot“ von Richard Strauß geht im Oktober mit Emmy Destinn und Rudolf Berger in den Hauptrollen erstmalig im Opernhause in Scene. —

— Rudolf Dellingers neue Operette „Jadwiga“ erzielte in Nürnberg bei der Erstaufführung, die der Komponist selbst dirigierte, einen schönen Erfolg. —

— Ein Beispiel von der Klugheit der Schwalben erzählt ein Naturbeobachter in einer schweizerischen Zeitung: „In der Abenddämmerung des 4. Oktober wohnte ich einem prächtigen und interessanten Schauspiel bei. Es war wieder eine große Schaar Schwalben über dem See, die von einem Baumfalten verfolgt wurden, dem es dann bald gelang, über die Schwalben zu kommen. Bevor er aber stoßen konnte, hatten sie einen geometrisch tadellosen Ring gebildet, der sich mit größter Schnelligkeit horizontal drehte. Vom Boden aus war es gerade, als ob ein mächtiger Wirbelwind hunderte von Papierstücklein in die Höhe drehte. Dem Fallen war es dadurch unmöglich, ein einzelnes Opfer aufs Korn zu nehmen und darauf zu stoßen. Er flog unschlüssig über den kreisenden Schwalben umher, ohne einen Stoß zu versuchen, bis ich in der eintretenden Dunkelheit nichts mehr sah.“ —